

**Sprache, Mehrsprachigkeit
und sozialer Wandel**

Herausgegeben von Jürgen Erfurt

Jürgen Erfurt (Hrsg.)

**Transkulturalität
und Hybridität**

L'espace francophone als Grenzerfahrung
des Sprechens und Schreibens

Band 5

JÜRGEN ERFURT

de même I hope j'te bother pas:
Transkulturalität und Hybridität in der Frankophonie



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

7 2005

JÜRGEN ERFURT

de même I hope j'te bother pas: Transkulturalität und Hybridität in der Frankophonie

Resümee

In dem Beitrag wird zunächst ausgeführt, was es bedeutet, die Frankophonie als Kontaktzone der Mehrsprachigkeit und als diskursiven Raum zu bestimmen, um dabei gleichzeitig einige Hauptachsen ihres Wandels in den letzten beiden Jahrzehnten zu markieren. Dies bildet den Rahmen für die Diskussion von Mehrsprachigkeit und sprachlichen Mischungsprozessen im frankophonen Raum, wobei in einer historischen Perspektive rekonstruiert wird, wie sich der Sprachmischungsdiskurs seit der Renaissance entfaltet und welche Bedeutung er heute für die Beschreibung von Migrationsprozessen im Spannungsfeld von Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit erlangt hat. Sprachliche Phänomene aus der kanadischen Frankophonie, auf die in diesem Beitrag in verschiedenen Zusammenhängen zurückgegriffen wird, stellen die empirische Basis für eine theoretisch orientierte Diskussion über Transkulturalität und Hybridität dar.

1. Frankophonie als Kontaktzone der Mehrsprachigkeit und als diskursiver Raum

Das Phänomen der Frankophonie hat in den vergangenen vier Jahrzehnten deutlich an Komplexität gewonnen. Die Komplexität besteht darin, dass sich heute mehr denn je unterschiedliche Entwicklungslinien kreuzen, von denen einige mit den Folgen des Kolonialismus zu tun haben. Andere – kaum weniger konfliktgeladen – sind in den 1980er und 1990er Jahren hinzugetreten und verbinden sich mit ihrer Rolle als *global player*. Drei Bereiche fallen ins Auge, die für die aktuelle Verfassung der Frankophonie und die Diskussionen um die Rolle von Kultur und Sprache im Kontext der Globalisierung von Bedeutung sind: erstens die Problematik von kolonialem Erbe und postkolonialem Handlungsrahmen, zweitens die Rolle der Francophonie als Akteur der Globalisierung und drittens der kulturelle Wandel im Kontext von Migration und der Neustrukturierung kultureller Räume. Alle drei Bereiche sind, wie noch zu zeigen sein wird, für eine Diskussion über Transkulturalität und Hybridität relevant, weshalb sie zunächst anhand einiger Beispiele illustriert werden sollen.

elles [les mères] devront s'obliger à parler le Français dans leur foyer pour habituer les enfants à n'avoir que cette langue pour s'exprimer [sic]. [...] Mais si elles sentent dans certains cas des réticences de la part des pères, qui exigent souvent le parler patois du pays [sic] à la maison, elles seront dissuadées de le faire (S. 9).

Für die Vier- bis Sechsjährigen, die in der Regel die Vorschule besuchen, hält die Kommission folgende Festlegung parat:

L'enseignant devra alors en parler aux parents pour qu'au domicile, la seule langue parlée [sic] soit le français. Si cela persiste, l'institutrice devra alors passer le relais à un orthophoniste [sic] pour que l'enfant récupère immédiatement [sic] les moyens d'expression et de langage indispensables à son évolution scolaire et sociale (S. 10).

Zweitens: Ein weiteres Bündel von Entwicklungslinien in der Frankophonie resultiert aus ihrer Rolle als Akteur der Globalisierung. Dies lässt sich an zwei Konzepten festmachen, die nachhaltig ihren Wandel bestimmt haben: Politisierung und Bürokratisierung (vgl. dazu ausführlich Erfurt 2005). Die Geschichte der Frankophonie² als politische Organisation ist seit Beginn der 1960er Jahre geprägt durch die wachsende Politisierung³ des kulturellen Diskurses und die Ablösung seiner Akteure durch eine professionelle und bürokratische Elite. Politisierung und Bürokratisierung treten auf dreifache Weise zu Tage: Zum einen in einer Transformation des Ideenmonopols in der Frühphase der Frankophonie, das außerhalb Frankreichs und insbesondere unter den intellektuellen Eliten in Afrika und Québec angesiedelt war, in ein Definitions- und Machtmonopol der bürokratischen Elite innerhalb Frankreichs seit den 1980er Jahren. Zum Zweiten drückt sich die Politisierung in der Transformation von kulturellen Beziehungen auf der Basis einer gemeinsamen Sprache in transnationale politische Beziehungen, unter partieller Vernachlässigung der Sprache, aus. Das Ziel dieser Transformation besteht darin, die internationalen Einflussphasen Frankreichs zu reorganisieren. Zum Dritten zeichnet sich konform mit der Politisierung der Frankophonie ihre Professionalisierung und Bürokratisierung ab. Die Frankophonie stellt somit nicht nur ein Feld für berufliche Karrieren und für die Verwertung von Bildungsressourcen dar, sondern unter dem Einfluss des Neoliberalismus auch eines der Durchsetzung von Verwaltungsstrukturen, effizienteren bürokratischen Abläufen und von Kontrolle. Ihr Umbau zur OIF in

² Die Schreibung Francophonie wird verwendet, wenn es um die politische Organisation und deren Strukturen geht, die schon lange existierten, bevor die Regierung François Mitterrands in der Folge des ersten *Sommet des chefs d'Etat et de Gouvernement ayant en commun l'usage du français* 1986 in Paris die Verstaatlichung der Francophonie einleitete.

³ Die ersten bedeutenden Institutionen der Francophonie, die 1961 in Montréal gegründete *Association des universités partiellement ou entièrement de langue française* (AUPELF) und die 1970 in Niamey gegründete *Agence de coopération culturelle et technique* (ACCT), begreifen sich als Akteure der kulturellen, wissenschaftlichen und technischen Kooperation und sehen sich streng der politischen Neutralität verpflichtet.

Erstens: Auf der Zeitachse, die von Frankreichs Rolle als Kolonialmacht bis in die Epoche des Postkolonialismus reicht, liegt ein ganzes Bündel von konfliktgeladenen Beziehungen mit den einstigen kolonialen Untertanen:

- Militärisch ist Frankreich in Afrika vor der Unabhängigkeit ebenso präsent wie danach. Als Interventionsmacht, mit oder ohne UNO-Mandat, sind französische Truppen seit der Unabhängigkeit in eine sehr lange Reihe von militärischen Konflikten und Kriegen verwickelt (vgl. Buijtenhuijs 1996, Löhr 2003, insbes. S. 124, 127-130), die dem Vertrauen der afrikanischen Länder in das postkoloniale Frankreich nicht förderlich sind. Wenn in innenpolitischen Konflikten wie jüngst in Côte d'Ivoire französische Truppen eingreifen, erinnert dies an die Militärabkommen zwischen Frankreich und seinen um 1960 in die Unabhängigkeit entlassenen Kolonien, die das Ende der ausländischen Herrschaft über afrikanisches Territorium zugleich besiegelten und hinausshoben (vgl. Middell 2003).

- Immer wieder werden Stimmen aus jenen Regionen laut, die aus hexagonaler Sicht leicht als Peripherie betrachtet werden und die Frankreich an seine Kolonialgeschichte sowie an die Folgen der republikanischen Sprachpolitik erinnern. Es sind die Stimmen derer, die den bis heute ungelösten Sprachkonflikt zwischen der National- und Kolonialsprache Französisch und den anderen Sprachen der „république une et indivisible“ wie dem Kreolischen und den zahlreichen autochthonen Sprachen in den DOM/TOM annehmen.

- Im Inneren Frankreichs wiederum, wo die Kinder der einstigen kolonialen Untertanen aus dem Maghreb, aus der Karibik, aus dem subsaharischen Afrika dabei sind, von der *Banlieue* Besitz zu ergreifen und sie in Zonen der Frankophonie zu verwandeln, die sich tendenziell dem Zugriff staatlicher Kontrolle entziehen, erfahren genau diese Kinder, in welcher Weise ihre *francité* mit der von ihnen zugleich gelebten *maghrebinité* über Kreuz liegt (vgl. Mohamed 2003). *Échec scolaire*, *déviante*, *délinquance*, *chômage* sind Vokabeln, die nur zu deutlich auf die soziale Marginalisierung der zweiten und dritten Generation der „Blacks, Blancs, Beurs“ hinweisen. Die Schlüsse, die man daraus ziehen kann, mögen unterschiedlich ausfallen. Geradezu abenteuerlich muten indes die Vorstellungen über Sprache, Mehrsprachigkeit und Spracherwerb im Bericht der französischen Parlamentskommission unter Leitung von J. A. Bénisti vom Oktober 2004¹ an, der der Straffälligkeit von Migrantenkindern vorbeugen will, indem den Ein- bis Dreijährigen und ihren Eltern zur Auflage gemacht werden soll, dass:

¹ Rapport préliminaire de la commission Prévention du groupe d'études parlementaire sur la sécurité intérieure, présidé par Jacques Alain Bénisti, député du Val-de-Marne et les membres de la commission: „Sur la prévention de la délinquance“. Rapport remis à Dominique de Villepin, ministre de l'Intérieur, de la sécurité intérieure et des libertés locales, octobre 2004, vgl. www.abri.org/antidelation/TMG/pdf/rapport_BENISTI_prevention.pdf (10.4.2005).

nicht in der Französischsprachigkeit, sondern am ehesten in dem Topos der kulturellen Diversität und der Vielsprachigkeit.

Im Inneren sieht sich die Frankophonie mit einem kulturellen Wandel im Kontext von Migration und der Neustrukturierung von kulturellen Räumen konfrontiert. Im Zuge der weltweiten Migrationsbewegungen entstehen Gemeinschaften französischsprachiger Migranten auch jenseits nationalstaatlicher territorialer Grenzen, so zum Beispiel von afrikanischen und arabischen Migranten in französischen und kanadischen Städten; von frankophonen und kreolophonen Haitianern in Montréal, New York oder Toronto; von Afrikanern im frankophonen Milieu von Abidjan und Dakar. Sprachlich bislang relativ homogene französischsprachige Räume in Frankreich, Belgien oder der Schweiz wandeln sich in wachsendem Maße zu Orten gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit und kultureller Mischung. Dies führt zur zunehmenden Auflösung des Nexus von Sprache, Nation und Territorium und zur Ausbildung von neuen Formen von Kultur und Identität. Damit gerät das dominante Modell homogen konzipierter, einsprachiger Gesellschaften unter Legitimationsdruck; Gegenwürfe, die Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt einbeziehen, machen ihm das Feld streitig. Die *littérature beurée* hat hier ebenso ihren Platz wie die *Rap-Kultur* in französischen oder westafrikanischen Großstädten oder wie die Diskurse der Vertreter der *Créolité*-Bewegung mit ihrem Konzept der ‚multiplen Identitäten‘ (vgl. Confiant/Ludwig/Pouillet 2002).

In der Frankophonieforschung hat man sich seit einigen Jahren angewöhnt, das Phänomen der Frankophonie begrifflich zu ordnen und graphisch zu markieren.

- *La francophonie* – mit kleinem f – steht für die Gesamtheit der Völker und Sprachgemeinschaften – meist jedoch bezogen auf jene außerhalb Frankreichs –, die in ihrer alltäglichen Lebenspraxis immer oder partiell das Französische verwenden.

- *La Francophonie* – mit großem F – erstreckt sich auf die internationale politische Organisation von Staaten und Regierungen sowie einer Vielzahl von Institutionen, die im Dienste der internationalen Organisation der Francophonie stehen. In dieser Organisation stellt das Französische – als Nationalsprache, offizielle Sprache, Sprache der internationalen Kommunikation, Arbeitssprache oder Kultursprache – das einigende Band dar.

Diese beiden Konzepte erfassen aber nur unzureichend die Realität und gewachsene Komplexität der Frankophonie vor allem seit Anfang der 90er Jahre. Die Zeitschrift *L'Année francophone internationale* (AFI), aber auch andere Autoren (vgl. u.a. Tétu 1997, 14; Ager 1996, 1), verwenden, sozusagen übergreifend zu den beiden vorher genannten Bedeutungen, die Wortfügung *l'espace francophone*. Damit drücken sie eine Bedeutung von Frankophonie aus, die weder ausschließlich geographisch und politisch noch ausschließlich sprachlich begründet ist. *Espace francophone* nimmt auf eine kulturelle Orientierung Bezug, die durch die französische Geschichte, Sprache und Kultur inspiriert ist

den Jahren 1995 bis 1997 und die Einführung einer pyramidalen Struktur von Hierarchieebenen belegen dies geradezu exemplarisch. Dabei sucht die Francophonie in ihrer Rolle als globaler Akteur nach Bündnispartnern. In der Amtszeit von B. Boutros-Ghali, vormals Generalsekretär der UNO, hat die OIF ihre Zusammenarbeit mit UNO, UNESCO, Europäischer Union und OAU verstärkt und setzt im internationalen Dialog auf die Festigung demokratischer Strukturen und die Lösung von Konflikten, in die zahlreiche ihrer Mitgliedsländer verwickelt sind.

Drittens: Schließlich sei der kulturelle Wandel in der Frankophonie angeführt, der sich auf unterschiedliche Weise in der „Außenpolitik“ der Organisation und in ihrer inneren Verfassung äußert. Im internationalen Dialog, sozusagen auf der Ebene der von Boutros-Ghali eingeleiteten diplomatischen Aktivitäten, engagiert sich die Francophonie im Rahmen eines von der UNESCO propagierten Programms zur Bewahrung und Förderung der kulturellen Diversität und der Sprachenvielfalt (vgl. Laulan 2004, Langenbacher-Lieboft 2001). Sie macht sich hierbei eine Position zu eigen, die Frankreich seit Anfang der 90er Jahre immer wieder auf die Tagesordnung von internationalen Vereinbarungen im Rahmen von GATT und Europäischer Union gesetzt hat und die in der Anerkennung des Konzepts der „exception culturelle“ besteht. Förderung von kultureller und sprachlicher Vielfalt ist somit Teil eines geopolitischen Engagements, das auch mittels der Strukturen der Francophonie unterstützt werden soll. Boutros-Ghali nimmt in diesem Zusammenhang Kontakt zur Organisation der Lusophonie und zur Hispanidad auf, um im „Dialog der Kulturen“ strategische Allianzen für einen „plurilinguisme à l'échelle internationale“⁴ zu schmieden. Die Francophonie reagiert damit auf die von ihr selbst verbreitete apokalyptische Vision einer vom Anglo-Amerikanischen bedrohten Welt, „langue unique d'une culture résiduelle, vecteur d'une uniformisation planétaire amenant à penser et à agir de la même façon“ (zitiert nach Ojilo 2004, 187). Mit der Annahme ihrer Politik der „diversité culturelle“ um das Jahr 2000 vollzieht die Francophonie etwas nach, was bereits Anfang der 90er Jahre einen fundamentalen strategischen Wandel bedeutete: die Ausweitung der Organisation auf die vormals sozialistischen Länder Ost- und Südosteuropas, die weder französischsprachig sind noch im Bannkreis des französischen oder belgischen Kolonialismus standen. Könnte man bei der Aufnahme von Rumänien und, in geringerem Maße, auch von Bulgarien noch die unter den Eliten verbreitete Frankophilie ins Feld führen, so trat *à la longue* dieses – gegenüber den geopolitischen Ambitionen – freilich schwache kulturelle Argument in den Hintergrund. Alle zwischen 1993 und 2004 aufgenommenen 19 neuen Mitglieder der Francophonie finden ihren gemeinsamen Nenner

⁴ Vgl. hierzu die Rede von Boutros Boutros-Ghali am 12. Dezember 2002 in Lausanne anlässlich der Ministerkonferenz der Francophonie: www.francophonie.org/secretaire/discours/infos.cfm (18.5.05)

und sich in Affinitäten zu anderen frankophonen Ländern ausdrückt, ohne dass die jeweiligen Räume selbst frankophon sein müssen. Es handelt sich somit um ein Konzept von dominant ideologischer Natur, das sich auf anderssprachige Räume erstreckt, seien es slawische, romanische, kreolische, germanische und andere mehr. Dieses Konzept trat Mitte der 90er Jahre auf die Tagesordnung, als in Reaktion auf die Neuordnung der internationalen Beziehungen nach dem Zerfall der Sowjetunion und der sozialistischen Länder sowie der Beschleunigung des Globalisierungsprozesses eine ganze Reihe ost- und südosteuropäischer Länder in die politische Organisation der Francophonie aufgenommen wurden.⁵

In der neueren wissenschaftlichen Diskussion gewinnt indes noch eine weitere Bedeutung von Francophonie an Verbreitung, die zum Ausgangspunkt hat, dass jedes soziale Phänomen, so eben auch die Französischsprachigkeit, nicht „einfach so“ existiert, sondern im sozialen Handeln „gemacht“ wird. In den Mittelpunkt treten somit Konzepte des sprachlichen Handelns und der sozialen Konstruktion, denen zufolge die Francophonie als ein *diskursiver Raum* begriffen wird. Dieser diskursive Raum entsteht dadurch, dass sich die sozialen Akteure in ihrem sprachlichen Handeln in Bezug auf die Francophonie positionieren und in ihren Diskursen sowohl Francophonie gestalten als auch Ideologien, Identitäten und kulturelle Interessen artikulieren und konstruieren. Der diskursive Raum erweist sich oft als ein konfliktgeladenes Terrain, auf dem die sozialen Akteure ihre Positionen vortragen und verteidigen, ihre Interessen, Konflikte austragen und letztlich auch ihre unterschiedliche Verwurzelung in der sozialen Ordnung zum Ausdruck bringen. Zu denken wäre hierbei an jene Bevölkerungsgruppen aus dem Maghreb oder aus Schwarzafrika, die als Migranten und mittlerweile nach französischem Recht selbst als Franzosen in französischen Großstädten leben und die *Banlieues* und *Bidonvilles* in Räume der Francophonie verwandeln. Auf ein ähnliches Phänomen stoßen wir in Belgien oder in Kanada. Um ein Beispiel zu geben: Der diskursive Raum, in dem sich die Francophonie in Kanada konstruiert, ist als weit weniger homogen anzusehen, als dies lange Zeit, im Sinne eines ideologischen Grundpfeilers, von den *Canadiens français* selbst postuliert wurde. Er ist eben auch ein

⁵ Der OIF gehören seit dem X. Gipfeltreffen in Ouagadougou (Burkina Faso) Ende November 2004 63 Mitgliedsstaaten und Regierungen an, darunter 10 mit Beobachterstatus. Seit Anfang der 90er Jahre neben Kambodscha auch Rumänien und Bulgarien in die Francophonie aufgenommen wurden (beide seit 1993 mit Beobachterstatus), haben sich die Ziele, die politischen Grundsätze und auch die Strukturen der Organisation deutlich gewandelt. Die Ausweitung der Mitgliedschaften auf nichtfrankophone Länder wurde kontinuierlich weiter verfolgt. In der zweiten Hälfte der 90er Jahre kamen Moldova, Albanien, Polen, Tschechien, Slowenien, Mazedonien, Litauen, darüber hinaus auch die Kapverden und São Tomé und Príncipe hinzu; zuletzt, im November 2004, treten der OIF Griechenland und Andorra als assoziierte Mitglieder, Armenien, Georgien, Kroatien, Österreich und Ungarn als Mitglieder mit Beobachterstatus bei.

konfliktgeladenes Terrain, auf dem die sozialen Akteure, z. B. der Quebecer Staat, die Organisationen der *Acadiens*, der *Franco-Ontariens* oder der *Communautés ethnoculturelles et raciales* in ihren Diskursen – mündlich oder schriftlich – ihre Positionen bestimmen, ihre Interessenkonflikte austragen und letztlich auch ihre soziale Verschiedenheit zum Ausdruck bringen.⁶ Es ist ein Raum, in welchem um Legitimität gekämpft, um die Verteilung von staatlichen Subventionen gerungen und über die (Re-)Produktion des „*fait francophone en Amérique du Nord*“ gestritten wird. Dies bedeutet, dass neben frankophonen Diskursen in Kanada auch anti-frankophone existieren, und dass unter den frankophonen Diskursen solche sind, die sich als traditionelle Diskurse, als modernisierende Diskurse oder als globalisierende Diskurse, als Diskurse der ethnokulturellen und rassischen Minderheiten oder als nationalistische Diskurse artikulieren, je nachdem, wie sie die gesellschaftlichen Verhältnisse inszenieren (vgl. Heiler/Labrie [éds.] 2003, Erfurt 2000, Budach/Roy/Heller 2003, Bochmann 2005). Die hier erwähnten Diskurse im frankophonen Kanada können als Beispiele für die diskursive Dynamik gelten, die auch andere soziale Räume der Francophonie bestimmt.

Als Lebens- und Kommunikationsraum ist die Francophonie von der Koexistenz verschiedener Völkerschaften mit ihren Sprachen, Diskursen, Religionen und Geschichten, mit ihren ethnischen oder rassischen Zuschreibungen, mit ihren Werten und Normen geprägt. Maßgeblich für die soziale Dynamik in der Francophonie sind die Auseinandersetzungen der Akteure um den Platz, den sie in der sozialen Hierarchie und den Herrschaftsverhältnissen einnehmen. Und überall, wo es Kontakt zwischen verschiedenen Kulturen gibt, ist dieser auch ein potentielles oder längst schon reales Feld des Konflikts. Zugleich bedeutet die Francophonie im multikulturellen Milieu immer auch, dass kulturelle Formen von anderen Ethnien aufgenommen werden und Mischungsprozesse in Gang kommen, die nun wiederum Raum für Auseinandersetzungen über sprachliche Normen, über „richtiges“ oder „gutes“ Französisch nach sich ziehen. Die Sprachdiskussion ist dabei immer auch ein Kampf auf der symbolischen Ebene, wo es eigentlich um soziales Prestige, um Macht oder Hegemonie, um historische Legitimität, um Aufwertung oder Abwertung von Sprache, Kultur und sozialen Werten geht.

Thesenhaft zugespitzt, lassen sich diese Befunde wie folgt zusammenfassen (vgl. auch Erfurt 2005, Kap. 5):

Erstens die Heterogenitätsthese: Wie alle Gemeinschaften sind auch jene der Francophonie fern davon, ein sozial und sprachlich homogenes Gebilde zu sein. Vielmehr ist sie in ihrer Heterogenität als eine spannungsgeladene diskursive Konstruktion zu begreifen. Die Heterogenität entsteht dadurch, dass Individuen und unterschiedliche soziale Gruppen die französische Sprache und Kultur sowohl als Demarkationslinie als auch als Feld sozialer Identifikation

⁶ Dazu ausführlicher vgl. Erfurt 2000.

konstruieren. Als Demarkationslinie stellt sie sich insoweit dar, als die Sprachpraxis des Französischen und ihre Bewertung, durch Frankophone selbst wie durch Sprecher anderer Sprachen, Fragen der Zugehörigkeit zu oder des Ausschlusses aus einer Gemeinschaft, Fragen der sozialen Legitimität und der Identität aufwerfen.

Zweitens die Hegemonie these: Ein diskursiver Raum für soziale Konflikte ist die Frankophonie vor allem deshalb, weil sie Austragungsort wie Gegenstand des Kampfes um kulturelle Hegemonie, um Macht und politischen Einfluss, um globale oder lokale ökonomische Interessen ist. Das Feld sozialer Konflikte reicht hinein in die Vorstellungen von und den Umgang mit kultureller und sozialer Verschiedenheit, die auf Sprachen, Rassen, Ethnien, Geschlechter, Religionen, soziale Klassen usw. projiziert werden und in Ideologien wie Nationalismus, Rassismus, Sexismus, Tribalismus, Elitismus usw. Gestalt annehmen.

Drittens die Normenthese: Auf der sprachlichen Ebene bedeutet die Gestaltung der sprachlichen Verhältnisse der Mündlichkeit, der Schriftlichkeit und der Ein- und Mehrsprachigkeit immer auch eine Auseinandersetzung über die jeweilige Sprachpraxis und deren Normen und Formen. Auch in dieser Hinsicht ist die Frankophonie ein diskursiver Raum, in dem über sprachliche Normen und Formen, über Normenhaltung und -abweichung, über die soziale Symbolik von Normen und auch darüber gestritten wird, wer als die legitimen bzw. modellbildenden Sprecher anzusehen sind und welches Prestige der jeweiligen sprachlichen Varietät zugeschrieben wird.

2. Mehrsprachigkeit und Mischung im frankophonen Raum

Im Weiteren möchte ich den Aspekt der sprachlichen Heterogenität im frankophonen Raum genauer beleuchten und dabei besonders auf Phänomene der Mehrsprachigkeit und der Mischung von Sprachen eingehen. Zur Illustration dessen, wie man sich sprachliche Mischungsvorgänge vorstellen kann, möchte ich den Text des Erfolgsschansons von Marie-Jo Thério „A Moncton“ anführen, aus dem auch die Sequenz entnommen ist, die im Titel dieses Beitrags steht:

Giséle j'te callais yinque de même à cause c'est boring à soir pis qu'y a rien qui va on à Moncton C'est weird pareil pour un samedi soir à Moncton Giséle j'te callais yinque de même I hope j'te bother pas I guess que j'faisais rien J'avais des histoires à t'conter: J'ai coaxé Mike at least trois fois pour qu'il vienne watcher un movie avec moi but y veut rien savoir Si qu'te High School pouvait yinque finir: Well on s'rait ben à „Parlee“ Beach au soleil Giséle quoi c'que toi tu fais c't'été I guess qu't'as déjà trouvé une job fulltime un boyfriend pour t'embrasser Giséle moi j'feel ben stuck icitte on dirait que j'peux pu bouger Mais que l'automne seye là well j'serai déjà Long Gone But à soir j'te callais yinque de même à cause c'est boring pis qu'y a rien qui va on à Moncton Pis quand c'que j'start à penser aux années qui s'en y'noit well j'sais pas trop y'ou c'est que j'vas fitter

dans la vie Pis watch moi ben quand'c j'aurai pris la go ben stallée dans des pensées de Moncton.

Die französischsprachige akadische Sängerin Marie-Jo Thério singt ihr Chanson in Chiac, einer Mischvarietät aus akadischem Französisch und Englisch, die in der ostkanadischen Stadt Moncton und darüber hinaus im Südosten der Provinz Nouveau-Brunswick/New Brunswick verbreitet ist. Ohne detailliert die sprachliche Struktur dieses Textes zu analysieren, ist ohne weiteres erkennbar, dass das Chiac, syntaktisch gesehen, der Grammatik des Französischen folgt, in der Lexik jedoch unübersehbar vom Englischen geprägt ist. In der Morphologie klingt die akadische Varietät des Französischen an: *j'vas, icitte, à soir, ben, yinque, pis, pu, v'noit* (3. P. Pl. Pr. von *venir*), wobei die hier genannten Formen durchaus auch in anderen Varietäten des Französischen in Kanada zu finden sind. An der Schnittstelle von Morphologie und Phonologie fällt weiterhin eine Form wie *seye*: ‚soit‘ auf, die die in der Acadie bzw. in der kanadischen Frankophonie verbreitete Aussprache des Diphthongs <oi> [wɛ] abbildet und damit auf die Lautung des Französischen in Frankreich bis zum 18. Jh. verweist. Lexikalisch und diskursiv betrachtet, ist die Mischung mit dem Englischen auffällig: Neben Diskurspartikeln wie *well* und Konjunktionen wie *but* gehören zum Repertoire von Chiac-Sprechern Nomina wie *High School, movie, boyfriend, job etc.*, Adjektive/Adverbien wie *weird, boring, stuck, idiomatische* Calques wie ‚rien qui va on‘, Verben wie *call, guess, hope, watch* usw., wobei diese Verben in das morphologische System des Französischen integriert sind: *j'ai coaxé, je te callais, j'start à penser* usw. In den letzten zehn Jahren war das Chiac Gegenstand mehrerer sprachwissenschaftlicher Studien.⁸ Wesentlich scheinen zwei Dimensionen zu sein: einerseits seine soziale Situierung entlang der Sprachgrenze von Französisch und Englisch, die zugleich eine Grenze innerhalb von sozialen Hierarchien ist, mit Französisch als marginalisierter Minderheitensprache und Englisch als dominanter Sprache; zweitens ist es eine Varietät im urbanen und semirurbanen Milieu in Stadtvierteln von Moncton, die als ‚milieu défavorisé‘, als arm gelten und in denen sich nicht selten frankophone Zuwanderer aus anderen Regionen von Nouveau-Brunswick bzw. der Acadie niederlassen. Chiac zu sprechen galt lange Zeit – und gilt auch heute noch – als soziales Stigma, wenngleich akadische Dichter, Schriftsteller und Musiker dazu beigetragen haben, dieses Bewertungsmuster, das vor allem unter den Mittelschichten verbreitet ist, infrage zu stellen (vgl. dazu den Beitrag von Budach im vorliegenden Band).

Mischvarietäten wie die des Chiac sind zahlreich und finden sich in allen möglichen Kontaktverhältnissen wieder, vorzugsweise bei Sprechern in von

⁷ Zitiert nach der Textbeilage zur CD „Comme de la musique“ von Marie-Jo Thério, erschienen bei Gestion, son image 1995.

⁸ Zu verweisen ist u. a. auf Perrot 1995, Boudreau/Dubois 1993, 2002, Wiesmath 2001, Chevalier/Doucette 2005 und Budach, im vorliegenden Band.

Mehrsprachigkeit geprägten Grenzregionen und im urbanen Migrationsmilieu. Beispiele für Sprachmischungsprozesse und Mischsprachen finden wir im *Yanito (Llanito)* in Gibraltar als Mischung aus Englisch und Spanisch (vgl. Kramer 1986, Moyer 1998), im *Portuñol* oder *Fronterizo* (Barrios 1999) im Grenzgebiet von Brasilien, Uruguay und Argentinien als Mischvarietät aus Kastilisch und brasilianischem Portugiesisch, im *Mitchif* als Mischvarietät aus dem Französischen und der Sprache der Cree-Indianer unter den Mestizen in den kanadischen Provinzen Manitoba und Saskatchewan (vgl. Gugenberger 2004), im *Gallego chapurrado* von Galicien in Buenos Aires (vgl. Gugenberger 2004), im *Quasi-Italienisch* im Kontakt von Italoophonen und Deutschschweizern in Basel (Franceschini 2002), im *Cocoliche* von Italienern in Argentinien (Cancellier 1996), im *Italiense* und *Italianese* von italienischen Migranten in Montréal bzw. in Toronto (vgl. Reinke, im vorliegenden Band), im *Nouchi* in Abidjan (vgl. die Beiträge von Ploog und Kube im vorliegenden Band) oder auch in der türkisch markierten *Kanak Sprach* in Deutschland. Anhand dieser Beispiele ist bereits zu erkennen, dass es sich bei diesen Phänomenen um mündliche und manchmal auch um verschriftete Artikulationsformen, um Prozesse des „Gemischtsprechens“ handelt, bei denen die Sprecher aus einem mehrsprachigen Repertoire schöpfen (vgl. Auer 1999, Hinzenkamp 2000, Rampton 1995) und „Multi-Sprech“-Varietäten kreieren (vgl. Erfurt 2003). Das Spektrum reicht dabei von *ad hoc*-Bildungen mehrsprachigen Sprechens bis zu einer Sprachpraxis, deren Formen wiedererkennbar und sprachlich relativ verfestigt sind, wie dies beim Chiac der Fall ist.

In der Diskussion über Phänomene, die als „Multi-Sprech“, „parler bilingue“, „métissage“, „Mischmasch“ oder „Hybridisierung“ bezeichnet werden, ist verschiedentlich erörtert worden, inwieweit derartige Mischungsprozesse als Erscheinungen rezenten Sprachwandelgeschehens in postmodernen oder postkolonialen Gesellschaften anzusehen sind. Oder lassen sie sich – wie es E. Gugenberger (2004, hier S. 125) in ihrem Forschungsbericht nahe legt – auch auf historisch weiter zurückliegende Kontaktverhältnisse beziehen und gehen sie vielleicht sogar im universellen Prinzip kontaktinduzierten Sprachwandels auf (vgl. Boretzky/Igla/Thiele 1994, insbes. S. 118 ff.), wofür als prominente Beispiele die Herausbildung und Ausformung der romanischen Sprachen angeführt werden könnten? Auch die Migrationsproblematik ist in diesem Kontext gewiss nichts Neues. Zu Recht ist davon auszugehen, dass Migrationsprozesse die gesamte, nicht nur die europäische Geschichte durchziehen und beileibe kein spezifisches Phänomen der Gegenwart sind, wiewohl nicht zu leugnen sein wird, dass sie heute unter deutlich anderen kulturellen, rechtlichen oder ökonomischen Rahmenbedingungen stattfinden als noch im späten 19. Jh. oder in früherer Zeit (vgl. Middell/Middell 1998). Wie jedoch Gesellschaften auf Migrationsprozesse reagieren, welche regulativen Mechanismen und Selektionsmuster sie dabei in Gang setzen, ist wieder eine andere Seite, auf die noch zurückzukommen sein wird. Es stellt sich also die Frage, ob sich die

heutigen Kontakt- und Mischungsprozesse in essentieller Weise von früheren unterscheiden. Legen die empirischen Befunde nahe, eine konzeptuelle Unterscheidung zwischen sprachlichen Mischungsprozessen wie Hybridität im späten 20. Jh. und Sprachkontaktprozessen in früherer Zeit zu treffen? Meines Erachtens ist es sinnvoll, drei Betrachtungsweisen zu unterscheiden. Einerseits erscheinen die Mischungsprozesse im Kontext von sprachlichen Ideologien über Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit. Seit biblischen Zeiten gilt die Einsprachigkeit der Menschen als Normalfall; auf ihr lastet, als göttlicher Fluch, die Mehrsprachigkeit, die aus der Sprachverwirrung seit dem Turmbau zu Babel resultiert. Die Einsprachigkeit geht einher mit sprachlichen Ideologien insbesondere in Form von Reinheitsvorstellungen, von Bewertungen wie „guter“, „schlechter“ oder „verdorbener“ Sprache, von Vorstellungen über sprachliche Korrektheit usw., wobei Mischungsprozesse, auf eine Werteskala projiziert, sehr niedrig bewertet oder generell abgewertet werden (vgl. hierzu die folgenden Ausführungen). Zweitens sind die sprachlichen Mischungsprozesse im Kontext der Strukturen, Formen und der Orte der Kommunikation zu betrachten. Darauf werde ich am Ende von Abschnitt 3 eingehen. Als dritter Aspekt von Mischung, der hier jedoch nicht näher betrachtet wird, ist auf der Ebene der Sprecher die Problematik der Spracherwerbsprozesse von Kontaktvarietäten anzusehen, deren Aneignung einerseits mit dem Modell des graduellen Erwerbs von Interlanguages und andererseits mit dem Kreolsprachen-Modell abgebildet wird.

Für die Diskussion über Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit wie auch über die Problematik der Migration finden wir zahlreiche Belege in Georg Kremnitz' (2004) höchst lesenswertem Buch über literarische Mehrsprachigkeit. Es verfolgt die mit Mehrsprachigkeit verbundenen sprachlichen Strategien⁹ in der Literatur: so am Beispiel von mittelalterlichen Autoren wie dem Trobador Raimbaud de Vacqueras oder dem Minnesänger Oswald von Wolkenstein, die Strophen ihrer Gedichte in mehreren Sprachen abfassen, bei Ramon Llull, der als erster philosophische und pädagogische Arbeiten nicht nur auf Latein, sondern auch in einer Volkssprache, in Katalanisch, verfasst und sich für seine theologischen Schriften des Arabischen bedient (vgl. S. 37ff.). Bekanntlich reicht die intratextuelle Mehrsprachigkeit noch weiter zurück: die frühen Dokumente für die Herausbildung der romanischen Sprachen wie die Straßburger Eide (842) für das Französische, das Veroneser Rätsel (Ende des 9./Anfang des 10. Jh.s) und die Zeugnisformeln aus Kampanien (960/963) für das Italienische, um nur drei von vielen Beispielen zu nennen, sind alle in lateinische Texte eingebettet, die die Authentizität der Sprechsituation

⁹ Vgl. dazu auch Ludi 2005, der die Problematik der Mischung von Sprachen in literarischen Texten bis hinein in die Grammatik diskutiert, womit allerdings noch nicht die Frage danach, ob auch Hybridität auf der Ebene von Syntax anzunehmen ist, berührt wird.

maliger Einsprachigkeit entspricht, galt auch schon in der Renaissance als hohes Gut, „gemischt sprechen“ indes taugte nur zur Komik.

Von den makkaronischen Sprachmischungen in der Renaissance lässt sich ein Bogen schlagen zu den satirischen Sprachmischungen in der Gegenwarts-literatur, so z. B. zu den in makkaronischem Englisch verfassten Texten von Riccardo Cassini (1993)¹¹ oder zu den gemischtsprachigen Gedichten von Ernst Jandl.¹²

Von ganz anderen als kornischen Motiven sind zwei Formen der Sprachmischung geprägt, die im Dienste einer die Sprachgrenzen überwindenden Kommunikation stehen. Zu erwähnen wären jene Versuche, die Sprachmischung für die Zwecke der Ausarbeitung von Plansprachen konzipieren. Allen Plansprachen gemeinsam ist, dass sie in Morphologie und Syntax so regelmäßig und formenarm wie möglich sind und im Wortschatz auf mehrere Sprachen zurückgreifen. Das Spektrum der Plansprachen reicht von L. Zamenhofs 1887 entworfenem Esperanto, das in hohem Maße romanisch geprägt ist, über Volapük, Ido, Neolatin u. a. bis hin zum jüngsten Entwurf des Europanto.¹³

Wiederum anders verhält es sich mit Gedichten von Josif Brodskij, in denen er die Auseinandersetzung mit Kriegserlebnissen und die Erfahrungen mit Deutschen und mit dem Deutschen sprachlich in eine makkaronische Form bringt, die voller Zerrissenheit steckt: Ein Deutsch, wie es im Munde russischer Soldaten klingen mag, verballhorntes Russisch (vgl. den ersten Vers), wie es von Deutschen gesprochen worden sein könnte:

Ja est' antifäšist i antifäust

Ich liebe žism' i obozaju chaos.

Ich bin chotet', genossen oficeren,

dem cajt cum Faust korotko špaciren.¹⁴

Fritsche (2002, 182f.) verweist außerdem auf die gemischtsprachigen Lieder über „Gastarbeiter“ und von „Gastarbeitern“ (vgl. Anhegger 1981), die Probleme des Alltags und der Arbeitswelt von Migranten in Deutschland verarbeiten. Wie deren Lebensweg ist auch Brodskijs Biographie die eines Migranten. Es mag daher kein Zufall sein, dass uns seine Gedichte ebenso wie die „Gastarbeiter“-Lieder eine andere Dimension von Sprachmischung vor Augen führen.

¹¹ Den Hinweis auf die Texte von Riccardo Cassini verdanke ich der Hauptseminararbeit von Ilaria Becati und Regina Schrage in meinem Seminar „Hybridität: Sprachliche Daten und linguistische Theorien“ (Wintersemester 2003-04).

¹² Jandls Gedicht „Calypso“ aus der Sammlung „Laut und Luise“ klingt wie folgt: ich was not yet / in brasilien / nach brasilien / wulld ich laik du go // wer de wimen / arr so ander / so quat ander / denn anderwo.

¹³ Vgl. www.neuropeans.com/topic/europanto/ (18.5.05)

¹⁴ Erste Strophe des Gedichts „Dva časa v rezervuare“, in: Brodskij, Josif (1970): Ostanovka v pustyme. Stichtovorenija i poetry. New York, zitiert nach Fritsche (2002), S. 180.

dokumentieren wollen und somit frühe Zeugnisse für intratextuelle Mehrsprachigkeit sind.

In der langen Reihe der mehrsprachigen Autoren stehen einige, die besonders virtuos die sprachliche Vielfalt zu nutzen wissen, insbesondere um der Komik eine sprachspielerische Form zu verleihen. Molières *Malade imaginaire* mag einem da sofort einfallen. Doch schon zuvor, im Italien der Renaissance, entsteht die Makkaronische Dichtung, deren namhaftester Vertreter Teofilo Folengo (1492-1541) ist, der seine lateinischen Verse mit italienischem Vokabular mischt. Von dieser Makkaronischen Dichtung führt eine Linie zu anderen Formen der Sprachmischung bei provenzalischen Autoren – Krenmitz verweist auf die Provenzalen Antoine Arène und Jean Germain (ebd., 51) – und besonders zu Rabelais' Sprachvirtuosität (vgl. Scalamantré 1988). François Rabelais (1494-1553) lotet vor allem im *Pantagruel* das Spektrum an sprachlichen Formen der Komik und Karikatur aus, indem er seinen Figuren deren Herkunft und Lebenswelt sozusagen auf den Leib schreibt.

Im 4. Kapitel begegnet Pantagruel einem aus dem Limousin stammenden Studenten, der seine sprachliche Herkunft hinter einem latinisierenden Sorbonne-Französisch zu verbergen versucht und in den Ohren Pantagruels das Französische derart malträtiert, dass dieser ausruft: „[...] *qu'est-ce que veult dire ce fol?*“ – worauf ein Begleiter Pantagruels vermutet, dass der „*Seigneur, sans doute, ce gallant veult contrefaire la langue des Parisians; mais il ne fait que escorcher le latin et cuide ainsi pindariser*“¹⁰. (S. 98f.). Im 9. Kapitel trifft Pantagruel auf seinen späteren Weggefährten Panurge, und dabei schöpft Rabelais sprachlich aus dem Vollen. Er lässt Panurge zur Begrüßung zunächst Deutsch sprechen, dann in einer von Rabelais erfundenen Sprache, dann in Italienisch, Schottisch, Baskisch, Holländisch, Spanisch, Dänisch, Hebräisch, Griechisch, Latein und zwischendurch immer einmal wieder in einer anderen Rabelais'schen – mal griechisch, mal schottisch „klingenden“ – Phantasiensprache, bevor er bekennet, Französisch als Muttersprache zu haben. Rabelais führt auf diese Weise zwei Muster des Umgangs mit Mehrsprachigkeit im Text ein: Einerseits brilliert er mit der situationell gebundenen Praxis mehrmaliger Einsprachigkeit, andererseits lässt er Panurge Phantasiensprachen sprechen, in denen einzelsprachlich durchaus identifizierbare Elemente zu einer Nonsenssprache vermischt werden. Beiden Mustern ist gemeinsam, dass sie Teil der sprachlichen Interaktion zwischen den beiden Protagonisten sind, sie also im Diskurs konstruiert werden. Rabelais' Intention dürfte wohl zunächst die Erzeugung sprachlicher Komik in einem Dialog „wie unter Tauben“ gewesen sein, zum anderen wohl auch die Absicht, mit seiner eigenen Gefährsamkeit und sprachlichen Kreativität vor einem Lesepublikum zu glänzen, das zu jener Zeit nicht selten auch mehrsprachig war. Mehrsprachigkeit, die den Normen mehr-

¹⁰ Die Erläuterung im Kommentar lautet: „Imiter le grand style de Pindare. En mauvaïse part, employer un langage prétentieux et obscur.“

Spätestens hier wird ersichtlich, dass mehrsprachige Texte und Sprachmischungen nicht mehr allein der sprachlichen Komik, dem Sprachspiel oder der Inszenierung von Gelehrsamkeit der Autoren verpflichtet sind, sondern einen Eindruck von lebensweltlichen Erfahrungen der Sprecher im Migrationsmilieu und des Kontakts verschiedener Kulturen geben.

Der gerade skizzierte Bogen von den Sprachspielen und Sprachmischungen in der Renaissance zu denen in der Gegenwart, die nun vor allem die Erfahrung der Migration ausdrücken, abstrahiert allerdings von solch langfristig – gerade für die Verbreitung von Spracheinstellungen und sprachlichen Mustern – bedeutsamen Prozessen wie der zunehmenden Verfestigung des Nation- und Nationalstaatskonzepts im Europa des 19. und 20. Jh.s. Weitergehend abstrahiert dieser Bogenschlag auch von den sprachlichen Ideologien und sprachpolitischen Diskursen, die das Nationalstaatskonzept flankieren, denn in sprachlicher Hinsicht setzt der Nationalstaat auf ein ganz anderes Modell als das der Mehrsprachigkeit, nämlich auf die Einsprachigkeit in der Nationalsprache.¹⁵ Die Beherrschung der Nationalsprache gilt fortan als Zeichen symbolischer Einheit. Hierbei stehen sich zwei Konzeptionen der Nation gegenüber, die beide von dem Axiom der Homogenität geleitet sind (vgl. auch Kremnitz 1997, 2004). Die etablierten Nationen, die Staat und Nation gleichsetzen und in sprachlicher Hinsicht eine Assimilationspolitik an die Nationalsprache verfolgen, treiben die Uniformierungsbestrebungen immer weiter voran, so dass es für anderssprachige Gemeinschaften immer schwieriger wird, sich mit ihrer Kultur zu behaupten. Der klassische Fall für Assimilationspolitik ist Frankreich, wo im Laufe des 19. und 20. Jh.s. endgültig das Französische gegenüber den zahlreichen anderen Sprachen durchgesetzt und letztere (fast) bis auf die Ebene der Folklore herabgestuft wurden. Auf die Situation des Bretonischen, Okzitanischen, Katalanischen, Elsässischen etc. in Frankreich ist vielfach hingewiesen worden; sie braucht deshalb nicht weiter ausgeführt zu werden. Im hegemonialen sprachpolitischen Diskurs gelten die anderen Sprachen als rückständig und fortschrittsfeindlich und damit als auszurottende Relikte der Vergangenheit, so, wie es bereits die revolutionären Priester Barère und Grégoire 1794 in ihren Berichten an den Wohlfahrtsausschuss darlegen (vgl. Bochmann et al. 1993, 83ff.) ... und bis heute das sprachpolitische Denken prägen: Der Rapport Bénéti lässt grüßen.

Das andere Szenario zeigt sich z. B. an der sprachlichen Emanzipationspolitik der niederländischsprachigen Flamen gegenüber der im 19. Jh. in Belgien dominanten französischsprachigen Kultur. Es besteht darin, dass sich die

¹⁵ François Grin (2005) weist darauf hin, dass das „Standard“-Modell Sprache/Kultur → Volk → Nation → Staat für den „Sonderfall Schweiz“ nicht gilt. Nach der Schweizer Verfassung liegt die Autorität in der Entscheidung der Sprachenfrage beim Kanton. Die Mehrsprachigkeit der Schweiz auf der föderalen Ebene stellt gewissermaßen die Summe der kantonalen Sprachregelungen dar, in die der Bundesstaat u. a. aus Mangel an einem Schweizer Sprachgesetz nicht eingreift.

betroffenen Gruppen der Assimilationspolitik widersetzen und damit praktisch gezwungen sind, sich selbst als Nation zu proklamieren. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s beginnt sich in Belgien der flämische Nationalismus zu formieren. Die Folgen sind hinlänglich bekannt. Nach langen Konflikten zwischen den französischsprachigen sozialen Eliten, insbesondere aus dem Bürgertum, und den sozial aufsteigenden Gruppierungen des flämischen Nationalismus wird 1962 das Land entlang der Sprachgrenze in zwei einsprachige Territorien geteilt: im Norden das niederländischsprachige Flandern, im Süden das französischsprachige Wallonien. Brüssel erhält einen separaten Status als französischsprachige „Insel“ im niederländischsprachigen Teil, wie auch im Osten die deutschsprachigen Gebiete als kulturelle Gemeinschaft anerkannt werden. Aufsteht die Dauerkonflikt zwischen den beiden rivalisierenden Nationalismen befriedet, aber nur so lange, bis er von Neuem aufbricht¹⁶ und bis heute immer wieder zu Zerreißen des belgischen Staates führt.

Beiden Konzeptionen von Nation ist eines gemeinsam: die Projektion auf das Territorialprinzip, d. h. die mehr oder weniger vollständige Deckung eines Territoriums und einer Sprache. „Damit wird zugleich über jede sprachliche und kulturelle Vielfalt am gleichen Ort der Bannspruch verhängt, die Reinheitsvorstellung immerhin im geographischen Raum umgesetzt“ (Kremnitz 2004, 61). Zentrale Akteure für die Durchsetzung der Nationalsprache sind die Schule, das Militär, die Verwaltung und oft auch die Kirche. Das gilt gleichermaßen für die europäischen Länder im Inneren wie für die Verwaltung der kolonialen Besitzungen in Übersee: Frankreichs und Belgiens Kolonialpolitik in Afrika im 19. und 20. Jh. unterscheiden sich in dieser Hinsicht wenig (vgl. Erfurt 2005, Kap. 3). Gegenüber der nationalstaatlichen Konstruktion als einsprachig ist die tatsächliche sprachliche Verfassung der Staaten von gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit geprägt – ein Widerspruch, der immer wieder Auslöser für Sprachkonflikte ist und dem einige Staaten dadurch zu entkommen suchen, dass sie sich für zwei- oder mehrsprachig erklären: Kanada, Schweiz, Belgien, Luxemburg sind hier als Beispiele zu nennen, wobei mit Ausnahme von Luxemburg Dreisprachigkeit die anderen, jenseits der funktionalen Ebene der staatlichen Verwaltung, im Grunde Modelle mehrmaliger Einsprachigkeit leben und sich damit in offener oder auch stiller Auseinandersetzung mit den übrigen Sprachgruppen befinden. Die Zweisprachigkeit Kanadas – die auf der Ebene des Bundes sowie auf der Verwaltungsebene in lediglich einer Provinz, in Nouveau-Brunswick/New Brunswick, angesiedelt ist – bedeutet so viel wie die Antwort des Staates auf die zweimalige Einsprachigkeit seiner Bürger: Die staatlichen Behörden antworten in Englisch oder Französisch, je nachdem, in welcher

¹⁶ Zu denken wäre u. a. an die Flamisierung von Institutionen, die 1965 die Spannungen in der zweisprachigen Universität Leuven so weit aufheizt, dass nach Forderungen wie „Walen buiten“ („Wallonen raus“) im Februar 1968 die Sezession der französischsprachigen Fakultäten erfolgt und im französischsprachigen Teil Brabants die Université Louvain-la-Neuve gegründet wird.

Sprache die Bürger sich an die Behörden wenden. Dass hierbei die Allophonen ebenso wie die Autochthonen ausgeklammert werden, ist nicht zu übersehen. Wenn sich die genannten Staaten auch bemühen, ein Klima herzustellen, in dem das Erlernen der jeweils anderen Sprache(n) gefördert wird, so zeigen sowohl Kanada wie auch die Schweiz und Belgien, dass zwar einzelne soziale Gruppen, insbesondere Angehörige der Bildungselite und der Mittelschichten, von dieser Förderung in besonderer Weise profitieren, selten genug aber die Gräben zugeschüttet werden können, die die Sprachgruppen trennen.

Die kanadische Frankophonie verweist uns weiterführend noch auf einen anderen Aspekt der Spannung zwischen Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit, dieses Mal eingebettet in die Verhältnisse von dominanter Kultur und Minderheitenkultur. Die Angehörigen der bürgerlichen Mittelschichten innerhalb der *Canadiens français*, insbesondere Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Pfarrer, aber auch Verwaltungs-, Versicherungs- und Bankangestellte, sehen sich als Sprecher der Minderheitensprache Französisch in einer Doppelfunktion: Einerseits erlauben ihnen ihr Bildungsprivileg, ihr sozialer Habitus und ihr Zugang zum Englischen als Übersetzer, als Unterhändler und allgemeiner als Mittler zwischen den sozial dominanten und meist einsprachigen Anglophonen und den Frankophonen aufzutreten. Über ihr kulturelles Kapital der Zweisprachigkeit erlangen sie eine gewisse Schlüsselposition, die durchaus auch als Machtposition zu verstehen ist, zumindest, wenn es darum geht, innerhalb der Frankophonen ihre Hegemonie zu befestigen. Ideologisch abgesichert wird die soziale Position der Mittelschichten durch den „Bonne-entente“ bzw. das Sozialverhalten der „bonne-entente“, womit das „Nicht-Aufbegehren“ der Frankophonen und das „friedliche Einvernehmen“ mit den Anglophonen gemeint sind. Innerhalb der Frankophonen inszenieren sich die Eliten der *nation française* als Apostel sprachlicher Reinheit und der Einsprachigkeit (vgl. Larose 2004). Gegenüber den Sprechern des vernakulären Französischs, den Angehörigen der Arbeiterschaft, den Lohnarbeitern und den anderen gering oder nicht gebildeten Frankophonen, spielen sie ihre Beherrschung der sprachlichen Prestigeformen des Französischen als Instrument sozialer Distinktion aus. In der Abwertung des vernakulären Französischs liegen sie mit dem Spott der anglophonen Bildungselite über den *French canadian patois* (vgl. Bouchard 1990) mehr oder weniger auf derselben Wellenlänge, bis hinein in die Gegenwart übrigens, wie der Diskurs zeigt, der sich von *Les insolences du Frère Untel* von Jean-Paul Desbiens (Montréal 1960/1988) bis zu Georges Dors satirisch-sprachkritischen Essays¹⁷ zieht.

¹⁷ Der Quebecer Schriftsteller, Chansonier, Dramatiker und Regisseur Georges Dor (1931-2001) hielt seinen Landsleuten immer wieder vor, sie würden ein scheußliches, ärmliches, fehlerhaftes, gar unverständliches Französisch sprechen, und stieß mit seinen sprachkritischen Essays auf einen florierenden Buchmarkt. Zwischen 1996 und 2001 erschienen bei L'Anctot in Montréal die folgenden Bücher: *Anna brailée ène shot (Elle a beaucoup pleuré)*. *Essai sur le langage parlé des Québécois* (1996). *Ta mé tu là? (Ta mère est-elle*

In allen Ländern Europas, mit Ausnahme von Island, dürfen die sprachlichen Verhältnisse, ebenso wie in den Ländern der Francophonie, von gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit geprägt sein. Wie die Staaten mit dieser Situation umgehen, ist jedoch höchst unterschiedlich. Was für den Vielvölkerstaat der Habsburger Monarchie im 18., 19. und zu Beginn des 20. Jh.s durchaus ein Thema der sozialen Diskussion war (vgl. Mommsen 1963, Maas 1989, insbes. S. 136ff.), hat das offizielle Frankreich in seinen vollen Ausmaßen wohl erst mit dem Bericht von B. Cerquiglini 1999 (vgl. Cerquiglini [dir.] 2003) zur Kenntnis genommen, der 75 Sprachen auflistet, die auf dem Territorium Frankreichs verbreitet sind. Und dennoch: Die Französischsprachigkeit als wesentliche Säule des französischen Nationalstaatsverständnisses wird im 20. Jh. immer weiter befestigt, zuletzt mit dem neuen Verfassungsartikel 2 von 1992, der das Französische als Sprache der Republik fest schreibt. Es ist dies Frankreichs Reaktion auf die Bestrebungen des Europarats, in einer „Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ den Schutz der autochthonen Sprachen zu gewährleisten (vgl. Jostes 2004).

Bei all dem Genannten zeigt sich, dass der Prozess der Etablierung von Nationalstaaten mit einem Modell von Einsprachigkeit einhergeht, das sich im Sprachbewusstsein vieler seiner Bürger wie in den sozialen Institutionen als monolingualer Habitus reproduziert. Sprachliche Identifikationsprozesse mit der Nationalsprache gewinnen in diesem Kontext an symbolischer Macht für die zu konstruierende nationale Einheit, wie uns – ex negativo – in aller Dramatik auch die Ereignisse im früheren Jugoslawien oder in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion vor Augen führen.

3. Transkulturalität und Hybridität

Ein Wandel in Richtung auf Ablösung der Einsprachigkeit als dominantes Modell und die Hinwendung zur Mehrsprachigkeit zeichnet sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s ab. Er geht einher mit einer Vielzahl anderer Prozesse, die letztlich eine Neubewertung, ja einen Paradigmenwechsel in der Migrationsdiskussion einleiten. Ausgelöst von weltgeschichtlichen Zäsuren und ihren Folgen wie dem Zusammenbruch der Kolonialreiche Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre, dem Zusammenbruch der Sowjetunion, dem Ende des Kalten Kriegs und der rasant zunehmenden Zirkulation von Waren und Dienstleistungen in global vernetzten Gesellschaften stellen sich die westlichen Nationen die Frage, mit welchen Steuerungsmechanismen sie die sich abzeichnenden Bevölkerungsströme und Wanderbewegungen in den Griff bekommen, um Einwanderungspolitik restriktiv handhaben zu können. Frankreich und

la?). *Un autre essai sur le langage parlé des Québécois* (1997). *Les qui qui et les que que ou le français torturé à la télé* (2001). *Chu ben comme chu (Je suis bien comme je suis)*. *Constats d'infraction à l'aimable* (2001).

sich zeigt, dass Grenzen im sozialen Bereich nicht einem scharfen Schnitt entsprechen, sondern ‚Räume‘ oder ‚Regionen‘ sind, in denen sich vielfältige kulturelle Ausdrucksweisen überlagern und mischen, in denen das Heterogene bestimmend ist und in denen sich Wandel offensichtlicher und schneller durchsetzt als in institutionalisierten Räumen. Grenzräume als Kontaktzonen bilden sich entlang geopolitischer Grenzen¹⁸ ebenso heraus wie entlang von sozialen Grenzen. Das oben genannte Chiac ist ein Beispiel für eine Kommunikationsform, die sich in der Kontaktzone von akademischem Französisch und Englisch unter Sprechern herausgebildet hat, die sich dem normativen Druck der Distinktion von sprachlichen Systemen entziehen, sei es dadurch, dass ihre schulischen Karrieren hinsichtlich der Verinnerlichung bestimmter Normen wenig erfolgreich waren, sei es, dass sie aus dem Repertoire der Mehrsprachigkeit schöpfen, um gegen sprachliche Normen und den Habitus von Mittelschicht-Sprechern zu opponieren. Im Unterschied zu einer interkulturellen Betrachtung liegt also der Fokus transkultureller Betrachtung genau auf diesen Übergangszonen oder Überschneidungsräumen und nimmt die vielfältigen Kontakt- und Mischungsprozesse in den Blick.

In der Migrationsforschung der 1980er und Anfang der 1990er Jahre spielte zunächst noch das Konzept des Transnationalismus (vgl. Hoerder 2004, 9ff.) eine wichtige Rolle. Zu erklären war beispielsweise, wie die Migrationsströme von Europa nach Nordamerika, in denen im Zeitraum von 1815 bis 1950 ca. 55 Millionen Menschen den Weg über den Atlantik nahmen (vgl. ebd., 12), sich in den USA relativ rasch zu einer englischsprachigen Nation zusammenfügten konnten, während der Umgang mit den fremden Kulturen in den westeuropäischen Ländern auf vielerlei Schwierigkeiten stößt. Die Migrationsströme nach Nordamerika lieferten Joshua Fishman die Daten für sein Modell des Sprachenwechsels, demzufolge sich die Migranten in der nordamerikanischen Gesellschaft innerhalb von drei Generationen sprachlich assimilieren würden. Mehrsprachigkeit gilt in diesem Modell als Übergangsphase von einer Ein-sprachigkeit in eine andere. Heutige Migrationslinguistik wird sich die Frage stellen müssen, inwieweit dieses Modell verallgemeinerbar oder eben von der Spezifik der US-amerikanischen Gesellschaft geprägt ist und damit nicht notwendig auf andere Gesellschaften, so etwa in Europa, übertragen werden kann. Wenn das Konzept des Transnationalismus die gestaltende Kraft von Uniformität und Homogenisierung in den Mittelpunkt rückt und sich besonders von ökonomischen Effizienzrzwägungen leiten lässt, die auch über die Phase der Herausbildung von Nationen hinaus typisch sind, treten mit dem Konzept des Transkulturalismus andere und nicht weniger bedeutsame Phänomene ins Blickfeld, wie die des sozialen Friedens und der Umgang mit dem Fremden/Anderen. Schon Anfang der 1960er Jahre zeichnet sich beispielsweise in Kanada diese

¹⁸ Weiter oben wurde das *Fronterizo* oder *Portuñol* als spanisch-portugiesische Mischvarietät im Grenzgebiet von Brasilien, Uruguay und Argentinien erwähnt.

Belgien sehen sich mit der Einwanderung aus den ehemaligen Kolonien konfrontiert, ebenso wie die Niederlande und Großbritannien. In dieser Situation entdecken die westlichen Gesellschaften in der Kultur ein gleichermaßen altes wie effizientes Instrumentarium der sozialen Steuerung. „Indem nicht mehr das Argument der Loyalität zur Nation im Vordergrund steht, sondern die Möglichkeiten und Grenzen der kulturellen Integration, werden auch andere räumliche Maßstabebenen (Stadtteil, Stadt, Dorf, Region ...) in die Diskussion einbezogen. Nachdem der diskursive Druck entfallen ist, den die Betonung der Freizügigkeit als Menschenrecht gegen die realsozialistischen Regierungen auch auf die Einwanderungspolitik westlicher Gesellschaften erzeugt hatte, macht sich nun die Wirksamkeit des neuen Paradigmas von der Überforderung kultureller Gemeinschaften durch Migration bemerkbar. Samuel Huntingtons ‚clash of culture‘ hat auch deshalb solchen Erfolg als Erklärungsmuster aktueller und zukünftiger Weltpolitik, weil er an diese Verschiebung vom nationalen zum kulturellen Paradigma in der Erfahrung des Migrationsphänomens anknüpft“ (Middell/Middell 1998, 21).

Die sozialwissenschaftliche Diskussion über Transkulturalität ist relativ zentralen Datums, auch wenn, wie Hoerder (2004, 10ff.) zeigt, die Problematik von kulturellen Kontaktzonen und Mischungsprozessen bereits in den 1940er Jahren von kubanischen (Fernando Ortiz) und von kanadischen (Everett C. Hughes) Soziologen und Kulturtheoretikern auf die Agenda sozialwissenschaftlicher Forschung gesetzt wird. Ein weiterer Anstoß geht von N. García Canclinis (1989/1995) einflussreicher Arbeit über die hybriden Kulturen in Lateinamerika aus. Hintergrund für die seit Ende der 90er Jahre breit geführte Diskussion um das Transkulturelle ist der Eindruck einer abnehmenden Bedeutung der Nation in ihrem im 19. Jh. geprägten Verständnis gegenüber anderen Ordnungskonzepten wie ‚Region‘ oder ‚sozialer Raum‘. In den 90er Jahren gewinnt vor allem im Spannungsfeld von Globalisierung und Lokalisierung das Konzept der Region an Bedeutung, denken wir nur an die die nationalstaatlichen Grenzen überschreitenden Euroregionen, an die Region des Mittelmeerraums (vgl. Boyer [dir.] 2004) oder an die EU insgesamt. Auch die Frankophonie wurde in dieser Perspektive als eine ‚Weltregion‘ diskutiert (vgl. Middell 2003).

Soziale Phänomene – die Sprache selbstverständlich eingeschlossen – aus der Perspektive der Transkulturalität zu untersuchen, lässt zunächst danach fragen, worin sich eine transkulturelle Betrachtung von einer transnationalen und von einer interkulturellen unterscheidet. Das ‚inter‘ in interkulturell verweist auf zwei oder mehrere Entitäten, zwischen denen Kontakt oder Austausch besteht. Als Entitäten sind sie von Grenzen markiert, wie sie sich selbst durch Abgrenzungsprozesse konstruieren, seien sie politischer, militärischer, sprachlicher, identitärer oder im weiteren Sinne kultureller Natur. Wie so oft, gehen auch hier die weiterführenden Impulse nicht von der Befestigung eines Kernbereichs oder der Konstruktion einer Wesenheit aus, die mit einer anderen in Kontakt steht, sondern gerade von „Rändern“ oder Übergangsbereichen, weil

neue Herangehensweise im Prozess des *nation-building* ab, als infolge der Emanzipationsbewegung der Frankophonen der innere Frieden in Kanada bedroht erscheint und sich die Nation nicht mehr nur vor allem ökonomisch und politisch, sondern auch (ethno-)kulturell begreifen muss. Geradezu exemplarisch ist hier die von 1963 bis 1971 föderalstaatlich agierende *Commission royale d'enquête sur le bilinguisme et le biculturalisme* (*Commission B&B*) zu nennen, die in ihrem Bericht von 1967 den Frankophonen in Québec den Status einer „société distincte“ zuschreibt und den Weg dafür bereitet, dass sich gut ein Jahr später Kanada offiziell zu einem zweisprachigen Staat erklärt. Die in Bezug auf Anglophone und Frankophone eingeschlagene bikulturelle Perspektive wird später mit Blick auf die vielfältigen ethno-kulturellen Beziehungen einer Einwanderungsgesellschaft in das Konzept des Multikulturalismus überführt. Für gegenwärtige Migrationsprozesse erweist sich das Konzept des Transnationalismus offensichtlich als zu wenig „sensibel“ oder „flexibel“, um kulturelle Identifikationsprozesse hinreichend genau zu erfassen, die mit dem Erbe des Kolonialismus, mit religiösen, ethnischen, rassischen, sprachlichen, geschlechtspezifischen und anderen kulturellen Zuschreibungen zu tun haben. Denn gerade in den sog. Zwischenräumen, in den bei H. Bhabha (1994) als „third spaces“ bezeichneten Kontaktzonen verschiedener Kulturen, bilden sich Formen heraus, die – sozusagen durch die Kulturen hindurch – Mischungsprozesse in Gang setzen oder auf Mischung basieren. Transkulturalismus ist somit auch ein Konzept der empirischen Beobachtung von sozialen Prozessen entlang von Grenzen bzw. in Grenzräumen oder Kontaktzonen, die Lebens- und Erfahrungsräume für Sozialisation und Identifikation der Menschen im Umgang mit sozialen Hierarchien, mit Macht, Hegemonie und kultureller Verschiedenheit sind. Das Augenmerk fällt dabei auf Formen der Hybridität, die im Prozess kultureller Mischung insbesondere im urbanen Milieu entstehen. Unter sprachlicher Hybridität verstehe ich Kommunikationsformen und sprachliche Muster, die sich vor allem in den Netzwerken des mehrsprachigen urbanen Milieus postkolonialer und/oder demokratischer, in kultureller Hinsicht vergleichsweise offener und stark medial geprägter Gesellschaften mit Zugang zu Bildung und hoher sozialer Mobilität herausbilden.

Es stellt sich im Weiteren die Frage nach der geschichtlichen Einordnung dieser Phänomene in die Diskurse des Umgangs mit dem Fremden oder dem Anderen. Hilfreich kann hierbei die literaturgeschichtliche Analyse der Migrationen in Québec sein, wie sie Moisan/Hildebrand (2001) für die Jahre von 1937 bis 1997 vorlegten. Wenn auch die Periodisierung im Einzelnen diskussionswürdig erscheinen mag, so kann auf jeden Fall das Ordnungsprinzip als sinnvoll auch für Migrationsdiskurse in Europa, weniger allerdings für jene in der Frankophonie des subsaharischen Afrikas und des Maghreb angenommen werden. Moisan/Hildebrand ermitteln vier Phasen, die sie als *unikulturell*, *multi- oder plurikulturell*, *interkulturell* und *transkulturell* bezeichnen. Sie zeigen zunächst, dass sich die an den literarischen Austauschprozessen beteiligten

Migranten in der frühen Phase des Untersuchungszeitraums völlig der Assimilation ergeben und darin auch keinen Stein des Anstoßes entdecken: Wer von außen kommt, fügt sich ein, passt sich an, unterwirft sich der vorherrschenden Kultur und partizipiert am nationalen Gründungselan in Harmonie mit den bestehenden Verhältnissen – *unisono*. Das dominante Modell dieser ersten Phase nennen sie unikulturell. Sie reicht vom Beginn des Untersuchungszeitraums bis zum Ende der 1950er Jahre. Im Grunde bleibt das Muster des Unikulturellen auch in der sich anschließenden Phase bestehen, die die der Multikulturalität bzw. Plurikulturalität ist und sich in einer nun sichtbaren Verschiedenheit literarischer Stimmen äußert. Diese existieren noch nebeneinander, fast so, wie es Hugh MacLennan in seinem 1945 erschienenen Roman „Two solitudes“ für die wechselseitige Nichtwahrnehmung von Anglophonen und Frankophonen in Kanada metaphorisch auf den Punkt brachte. Rechtlich umgrenzt wird die Initiation dieses Diskurses von der Bikulturalismuskonzeption Anfang der 1960er Jahre und dem Multikulturalismusetz von 1971. Doch beginnt sich bereits die Komplexität des Neben- und des Miteinanders abzuzeichnen, die sich nicht zuletzt darin ausdrückt, dass die Präsenz von „Neu-Quebecer“ Literaten italienischer, chinesischer, libanesischer oder haitianischer Herkunft in der Quebecer Szene nun auch die *Québécois* zwingt, zu definieren, wer und wie sie sind. Doch die wechselseitige Wahrnehmung und, weitergehend, die Beeinflussung und der Austausch setzen erst wenige Jahre später ein und markieren die Phase des interkulturellen Diskurses in einem Zeitraum, der in der Quebecer Literatur von Mitte der 70er bis Mitte der 80er Jahre reicht. Während es auf der einen Seite den Quebecer Nationalisten gelingt, mit dem Gesetz 101 den rechtlichen Rahmen für den Schutz des Französischen und die offizielle Einsprachigkeit der Provinz festzusetzen, während in dieser Zeit die Souveränitäts- und Nationalstaatsaspirationen in Québec mit dem ersten Referendum über die Unabhängigkeit 1980 heranreifen, zugleich aber die Brücken zu den frankophonen Minderheiten im übrigen Kanada eingerissen werden, intensiviert sich auf der anderen Seite der Dialog zwischen Quebecer und Neu-Quebecer Literaten über das Eigene und das Andere, über Entwurzelung und Besitzergreifung, über das kulturelle Sichentfernen und das Aneignen von bisher Fremdem, über Integration und Assimilation und vor allem über Identität und Alterität, die die Schlüsselkonzepte des interkulturellen Austauschs darstellen. Stehen sich in der *littérature québécoise* bis hierher eine *écriture d'ici* und eine *écriture immigrante* gegenüber, von der sich die letztere vor allem mit der Rekonstruktion der Geschichte der Immigration und des Wegs in die neue Kultur befasste, ist seit den neunziger Jahren eine neuerliche identitäre wie thematische Verschiebung zu konstatieren, für die das Etikett der *écriture migrante* zutrifft. Aus der Einwanderung in einen Raum wird die Wanderung durch den Raum, durch die Kultur(en) – transkulturell eben, um das neue Stichwort einzuführen –, die nun keineswegs nur mehr die Immigranten betrifft, sondern auch die anderen Autoren, nicht zuletzt, weil die Probleme, die sich im

Zuge des globalen Wandels stellen, Verunsicherungen, Ängste und Bedrohungen auslösen, die alle betreffen. Wanderung durch die Kulturen bedeutet, von all diesen Kulturen etwas aufzunehmen, als Diversität zu leben und zu hybriden Formen zu verarbeiten.

Auffällig ist nun, in welcher Weise diese vier Phasen mit dem sprachwissenschaftlichen Diskurs über Konzepte des Sprachkontakts koinzidieren. Zu Zeiten, als die Einsprachigkeit des Menschen das bestimmende Modell in der Sprachwissenschaft war – diese erste unikulturelle Phase reicht in etwa bis zum Erscheinen von Uriel Weinreichs Klassiker *Languages in contact* (1953) –, drückte sich der Kontakt in Form des Lehnwortkonzepts bzw. im Prozess der Entlehnung aus. In der Phase des plurikulturellen Nebeneinanders von Sprachen zieht zugleich Gefahr für die Reinheit der einzelnen Sprachen auf, die über die Grenzen hinweg durch Interferenzen bedroht sind. Interferenzen galt es im Spracherwerb mit allem, was die Sprachdidaktik aufzubieten hatte, zu bekämpfen, wenn sie auch nicht zu vermeiden waren. Noch war nicht entschieden, ob mehrsprachig aufwachsende Kinder nicht doch irgendwelche Schäden erleiden und in ihrer Entwicklung behindert würden. In den achtziger Jahren gewinnt das Konzept des Codeswitchings an Verbreitung, als sichtbarer Ausdruck dafür, dass Mensch und Gesellschaft nun mehrsprachig gedacht werden und die Interkulturalität ihre Muster und ihre Spuren beim Wechsel von der einen Sprache in die andere hinterlässt. Dabei spielen die Grenzen zwischen den Systemen und die Markierungen von Grenzüberschreitungen phonetischer, morphologischer, syntaktischer oder lexikalischer Art als Indikatoren für den Wechsel eine zentrale Rolle. Mitte bis Ende der 90er Jahre gewinnt auch in der Sprachwissenschaft eine transkulturelle Perspektive an Bedeutung und mit ihr die Untersuchung von Phänomenen sprachlicher Hybridität, von Mischung oder *crossing* (vgl. Rampton 1995; zu Mischungsprozessen in gemischtsprachigen Familien vgl. Piller 2002) insbesondere im vielsprachigen Migrationsmilieu des urbanen Raums, der insgesamt als heterogen begriffen wird (vgl. die Heterogenitätsthese am Ende von Abschnitt von 1).

Abschließend möchte ich im Sinne eines Fazits nochmals die in Abschnitt 2 diskutierte Frage aufnehmen, in welcher Weise „Multi-Sprech“-Phänomene und sprachliche Hybridität auf Sachverhalte verweisen, die im bisherigen Sprachkontakt- und Sprachwandelgeschehen in dieser Form nicht berücksichtigt wurden und die es wohl auch nicht gegeben hat. Heutige Mischungsprozesse entfalten sich im Unterschied zu früheren – hier wäre u.a. an die Herausbildung von Kreolsprachen zu denken – in Situationen wie den Folgenden:

- im urbanen Milieu und dessen Fragmentierung in Vororte, Viertel, Ghettos
- in der Medialisierung und Virtualisierung des Raums und der Lebensformen: die vielsprachige virtuelle Welt des Internets prägt zunehmend die Alltagskultur vor allem junger Leute; der städtische Raum wird selbst zur Projektionsfläche für kulturelle Äußerungen, für Graffiti und HipHop und für die Verschränkung von Medien, Musik, Mode und Sprache

- in (tendenziell) alphabetisierten Gesellschaften, in denen die Akteure auf Bildungsressourcen zurückgreifen und sich mit anderen Sprachen, die im Diskurs – in Literatur, Graffiti, Rap-Texten etc. – inszeniert werden, auseinander setzen
- in der sozialen Mobilität der Akteure, sowohl räumlich, wobei es bei heutigen Migrationsprozessen häufiger auch ein Zurück gibt, mit der Konsequenz des Lebens „in-between“, d. h. „zwischen“ den Kulturen, als auch sozial, d. h. in den gesellschaftlichen Hierarchien des Auf-, Aus- und Abstiegs
- in der spielerischen Dimension im Umgang mit kulturellen Ressourcen, insbesondere durch die mediale Präsenz anderer Kulturen in Fernsehen, Kino oder Internet, und ihren Folgen im Code-Mixing
- und schließlich zentral: in der emanzipatorischen Dimension, d. h. im identitär stark aufgeladenen Bekenntnis zu Hybridität als Konzept der sozialen Emanzipation, womit die Akteure tradierte Vorstellungen von kultureller Homogenität, Purismus und Nation/Nationalkultur in Frage stellen und die Anerkennung von kultureller Diversität einfordern.

4. Die Beiträge dieses Bandes

Die Leitidee dieses Bandes besteht darin, die frankophonen Räume aus der Perspektive von Migration und Mehrsprachigkeit in ihren kulturellen Artikulationsformen zu betrachten und dabei die literarischen Diskurse und die sprachlichen Formen von Hybridität herauszupräparieren. Von Interesse sind sie einerseits als konkrete sprachliche Manifestation, andererseits als Ausdruck sozialer Identifikation und der daraus resultierenden Infragestellungen von Ideologien der Einsprachigkeit, des (Post-)Kolonialismus oder Nationalismus. Die Studien decken dabei ein breites Spektrum an Phänomenen der kulturellen Praxis im Kontakt mit anderen Kulturen ab:

- die Kontaktproblematik in mehrsprachigen Gesellschaften wie Algerien, Belgien, Burkina Faso, Elfenbeinküste, Kanada, Marokko, Martinique, Mauritius und Neu-Kaledonien
- die Kontaktproblematik im Migrationsprozess, z. B. von Haitianern in der Dominikanischen Republik, von afrikanischen, arabischen oder chinesischen Migranten in Frankreich, Kanada oder im Milieu afrikanischer Großstädte
- die Kontaktproblematik im Prozess der Feldforschung.

Dabei wird sichtbar, dass Kontakt von Kulturen in die Hierarchieverhältnisse der Gesellschaften eingreift und sich als Kampf um die kulturelle Hegemonie äußert, sowohl innerhalb frankophoner Gemeinschaften als auch zwischen Frankophonen/Kreolophonen und anderen Kulturen.

Ein zweiter Aspekt der Kontaktproblematik besteht in der Analyse der Folgen des Kontakts, die je nach sozialer Position der Akteure in unterschied-

- lichem Maße, zumeist als Konflikt, wahrgenommen werden, so z. B. in Form von
- Minderwertigkeit oder/und sprachlicher Unsicherheit, z. B. von Chiac- oder Kreolsprechern,
 - Sensibilisierung des Sprachbewusstseins für die „feinen Unterschiede“, die das Problem der Fremdheit in der „eigenen“ Sprache und der symbolischen Macht bestimmter sprachlicher Varietäten und Normen zeigen, z. B. in den französischsprachigen Migranteliteraturen in Frankreich, in Kanada oder im Maghreb,
 - Restrukturierung des sprachlichen Repertoires der Sprecher und Herausbildung von Mischsprachen, z. B. in Neu-Kaledonien oder in Côte d'Ivoire,
 - widerständigen Diskursen gegen Herrschafts-/Dominanzverhältnisse, z. B. im Rap,
 - Stimmlosigkeit, wenn sich die Akteure zum Schweigen gezwungen sehen wegen ihres Status als illegale Migranten, z. B. von „Sans-papiers“ oder von haitianischen Migranten.

Ein dritter Aspekt besteht darin, dass die Fallstudien im frankophonen Raum angesiedelt sind und sie somit ein grundlegendes Kennzeichen von Frankophonie illustrieren und problematisieren, das in seiner multikulturellen Verfassung besteht. Hierbei geht es darum, zu analysieren, wie sich das Verhältnis zwischen frankophoner Kultur und den anderen Kulturen in den Diskursen der Akteure konstruiert und was es überhaupt bedeutet, frankophon zu sein und anhand der Praxis des Französischen bewertet zu werden.

Viertens greifen die Beiträge des Bandes in die theoretische Diskussion über Transkulturalität und Hybridität ein, greifen auf, was im aktuellen Wissenschaftsdiskurs an theoretisch relevanten Überlegungen zirkuliert, und prüfen sie auf „ihren Sitz im Leben“.

Und schließlich: Die Beiträge stehen über den verabredeten roten Faden hinaus jeweils für eine konkrete Forschungserfahrung, die weit über das hinausreicht, was hier in diesem Querschnitt angesprochen werden kann. Sie sollten daher jeweils als eigenständige Studien über die kulturelle Vielfalt im frankophonen Raum und die sozialen Wandelprozesse in der Gegenwart gelesen werden.

Bibliographie

- Ager, Dennis (1996): ‚Francophonie‘ in the 1990s. Problems and Opportunities. Clevedon [u.a.]: Multilingual Matters
- Anhegger, Robert (1981): Lieder über „Gastarbeiter“, Lieder von „Gastarbeitern“. In: Ästhetik und Kommunikation, 44/1981, 83-89
- Auer, Peter (1999): From code-switching via language mixing to fused lects: toward a dynamic typology of bilingual speech. In: International Journal of Bilingualism, 3 (4), 309-332
- Bakker, Peter (1997): A language of our own: the genesis of Michif, the mixed Cree-French language of the Canadian Metis. New York: Oxford University Press
- Barrios, Graciela (1999): Minorías lingüísticas e integración regional: la región fronteriza uruguayo-brasileña. In: Bein, Roberto/ Blaisten, Natalia/ Varela, Lía (Hg.): *Políticas Lingüísticas para América Latina*. Actas del Congreso Internacional, Buenos Aires, 26 al 29 de noviembre de 1997. Buenos Aires: Universidad de Buenos Aires/Facultad de Filosofía y Letras, Instituto de Lingüística, 85-92
- Bhabha, Homi (1994): *The Location of Culture*. London: Routledge
- Bochmann, Klaus et al. (1993): Sprachpolitik in der Romania. Zur Geschichte des sprachpolitischen Denkens und Handelns von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. Eine Gemeinschaftsarbeit der Leipziger Forschungsgruppe „Soziolinguistik“ Jenny Brumme, Gerlinde Ebert, Jürgen Erfurt, Ralf Müller, Bärbel Plötner unter Leitung von Klaus Bochmann. Berlin/New York: Walter de Gruyter
- Bochmann, Klaus (2005): Transculturalisme et attitudes langagières: autour de la conscience linguistique des Franco-Albertains. In: Zeitschrift für Kanada-Studien, 25. Jg., Nr. 1, Bd. 46, 119-129
- Boretzky, Norbert/ Iglia, Birgit/ Thiele, Petra (1994): Interferenzlinguistik. Bochum: Brockmeyer (= Jeßing, Benedikt [Hg.]: Sprachdynamik. Auf dem Wege zu einer Typologie sprachlichen Wandels, Bd. III)
- Born, Joachim (Hg. 2001): Mehrsprachigkeit in der Romania. Französisch im Kontakt und in der Konkurrenz zu anderen Sprachen. Akten des 2. Franko-Romanisten-Kongresses, Wien: Edition Praesens
- Bouchard, Chantal (1990): Contes et légendes du Canada français: le mythe du French Canadian Patois 1862-1970. In: Bulletin de l'ACLA, Printemps 1990, 35-49
- Boudreau, Annette/ Dubois, Lise (1993): „J'parle pas comme les Français de France, ben c'est du français pareil; j'ai ma 'own' p'tite langue“. In: Cahiers de l'Institut de Linguistique de Louvain (19) 3-4, vol. 1, 147-167
- Boudreau, Annette/ Dubois, Lise (2002): Le français à Parkton: de la backyard au centre d'appel. In: Francophonie d'Amérique, Nr. 14, 29-36

- Boyer, Henri (dir. 2004): *Langues et contacts de langues dans l'aire méditerranéenne. Pratiques, représentations, gestions*. Paris: L'Harmattan
- Budach, Gabriele/ Roy, Sylvie/ Heller, Monica (2003): *Community and commodity in French Ontario*. In: *Language in Society*, Nr. 32, 603-627
- Buijtenhuijs, Robert (1996): *French Military Interventions: The Case of Chad*. In: Kirk-Greene, Anthony/ Bach, Daniel (Hg. 1996): *State and Society in Francophone Africa since Independence*. Oxford: St. Martin's Press, 213-227
- Cancellier, Antonella (1996): *Lenguas en contacto. Italiano y español en el Río de la Plata*. Padova: Università degli Studi de Siena
- Cassini, Riccardo (1993): *Nutella Nutellae. Raconti poliglotti*. Bologna: Panini
- Cerquiglini, Bernard (dir. 2003): *Les langues de France*. Paris: PUF
- Chevalier, Gisèle/ Doucette, Bernise (2005): *S'exclamer en chiac. Du français ou de l'anglais? In: Morency/ Destrempes/ Merkle/ Pâquet (dir. 2005), 265-281*
- Confiant, Raphaël/ Ludwig, Ralph/ Pouillet, Hector (2002): *Débat: Créolité, métissage et hybridation. Quelques questions d'actualité*. In: Riesz, János/ Porra, Véronique (Hg. 2002): *Enseigner la Francophonie*. Bremen: Palabres Editions, 153-160
- Elwert, Wilhelm Theodor (1973): *Das zweisprachige Individuum und andere Aufsätze zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft*. Wiesbaden: Steiner
- Erfurt, Jürgen (2000): *Frankophone Minderheiten, Migration und mixité in Kanada*. In: *Zeitschrift für Kanada-Studien*, 20. Jg., Bd. 37, Nr. 1, 97-112
- Erfurt, Jürgen (2003): „Multisprech“: Migration und Hybridisierung und ihre Folgen für die Sprachwissenschaft. In: Erfurt, Jürgen (Hg.): „Multisprech“: Hybridität, Variation, Identität, Duisburg: Gilles & Francke 2003, [Reihe: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Bd. 65], 5-33
- Erfurt, Jürgen (2005): *Frankophonie. Sprache – Diskurs – Politik*. Tübingen: Francke/UTB
- Franceschini, Rita (2002): *Umgang mit Fremdheit: mixed style und Quasi-Italienisch bei Deutschschweizer Händlern im Gundeldingen (Basel)*. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg. 2002): *Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer*. Tübingen: Narr, 217-232
- Fritsche, Michael (2002): *Macceronia – 2000 Jahre Sprachenmischung in satirischer Dichtung*. In: Ehlich, Konrad/ Schubert, Venanz (Hg. 2002): *Sprachen und Sprachpolitik in Europa*. Tübingen: Stauffenburg, 171-186
- García Canclini, Nestor (1995 [1989]): *Hybrid Cultures. Strategies for Entering and Leaving Modernity*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press [span. Original: *Culturas híbridadas: Estrategias para entrar y salir de la modernidad*, 1989]
- Grin, François (2005): *New Constitution, new legislation? Language policy in*

- the „Swiss exception“. Paper presented at the conference „Debating language policies in Canada and Europe/Le débat sur les politiques linguistiques au Canada et en Europe“. Ottawa, 31. März - 2. April 2005
- Gugenberger, Eva (2004): *Sprache – Identität – Hybridität: Das Beispiel der Galicier/innen in Galicien und Argentinien*. In: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 11. Jg., Nr. 22, 115-149
- Heller, Monica/ Labrie, Normand (dir. 2003): *Discours et identité: la francité canadienne entre modernité et mondialisation*. Bruxelles: Éditions modulaires européennes
- Hinnenkamp, Volker (2000): „Gemischt sprechen“ von Migrantenjüngendlichen als Ausdruck ihrer Identität. In: *Der Deutschunterricht*, Nr. 5/2000, 99-101
- Hoerder, Dirk (2004): *Transculturalism(s): From Nation-State to Human Agency in Social Spaces and Cultural Regions*. In: *Zeitschrift für Kanada-Studien*, 24. Jg., Bd. 45, Nr. 2, 7-20
- Jandl, Ernst (1990): *Laut und Luise*. Frankfurt/M.: Luchterhand
- Jostes, Brigitte (2004): *Die Sprachpolitik des Europarats: Nähe und Distanz in der europäischen Mehrsprachigkeit*. In: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 11. Jg., Nr. 22, 6-30
- Kramer, Johannes (1986): *English and Spanish in Gibraltar*. Hamburg: Buske
- Krennitz, Georg (1997): *Die Durchsetzung der Nationalsprachen in Europa*. Münster [u.a.]: Waxmann
- Krennitz, Georg (2004): *Mehrsprachigkeit in der Literatur. Wie Autoren ihre Sprache wählen*. Wien: Edition Praesens
- Langenbacher-Liebgott, Jutta (2001): *Französische Sprachpolitik zwischen „universalité/ universalisme de la langue française“ und „diversité linguistique“*. In: Born, Joachim (Hg. 2001), 183-193
- Larose, Karim (2004): *La langue de papier. Spéculations linguistiques au Québec. 1957-1977*. Montréal: Les Presses de l'Université de Montréal
- Laulan, Anne-Marie (2004): *La diversité culturelle à l'Unesco*. In: Bambridge, Tamatoa/ Barraquand, Hervé et al. (éds. 2004): *Francophonie et mondialisation*. Paris: CNRS Editions, 44-48
- Löhr, Johanna (2003): *Frankreichs Afrikapolitik – Kontinuität und Wandel seit 1990*. Trier: Lehrstuhl für Internationale Beziehungen/Außenpolitik. www.deutsche-aussenpolitik.de/resources/monographies/loehr.pdf (19.04.2005)
- Lüdi, Georges (2005): „Parler bilingue“ et discours littéraires métissés. Les marques transcodiques comme traces d'expériences interculturelles. In: *Morency/ Destrempes/ Merkle/ Pâquet (dir. 2005), 173-200*
- Maas, Utz (1989): *Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- MacLennan, Hugh (1945): *Two Solitudes*. Toronto: Collins
- Middell, Matthias (2003): *Frankophonie als Weltregion? In: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 10. Jg., Nr. 19, 7-29

- Middell, Katharina/ Middell, Matthias (1998): Migration als Forschungsfeld. In: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik, 5. Jg., Nr. 9, 6-23
- Mohamed, Ahmed (2003): Langues et identité. Les jeunes maghrébins de l'immigration. Fontenay-sous-Bois: Sides
- Moisan, Clément/ Hildebrand, Renate (2001): Ces étrangers du dedans. Une histoire de l'écriture migrante au Québec (1937-1997). Québec: Éditions Nota bene
- Mommsen, Hans (1963): Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im Habsburger Vielvölkerstaat. Bd. 1: Das Ringen um die supranationale Integration der zisleithanischen Arbeiterbewegung (1867-1907). Wien: Europa Verlag
- Morency, Jean/ Destrempe, Hélène/ Merkle, Denise/ Pâquet, Martin (dir. 2005): Des cultures en contact. Visions de l'Amérique du Nord francophone. Québec: Éditions Nota bene
- Moyer, Melissa (1998): Entre dos lenguas: contacto de inglés y español en Gibraltar. In: Muysken, Peter (Hg.): Foro Hispanico, Bd. 13, Sociolingüística: lenguas en contacto. Amsterdam/Atlanta: Editions Rodopi, 9-26
- Oillo, Didier (2004): Contradictions francophones et diversité culturelle. In: Bambridge, Tamatoa/ Barraquand, Hervé/ Laulan, Anne-Marie/ Lochar, Guy/ Oillo, Didier (éds. 2004): Francophonie et mondialisation. Paris: CNRS Editions, 186-189
- Perrot, Marie-Eve (1995): Aspects fondamentaux du métissage français/anglais dans le chiac de Moncton (Nouveau-Brunswick/Canada). Thèse pour le doctorat à l'Université de la Paris: Sorbonne Nouvelle, Paris III
- Piller, Ingrid (2002): Bilingual Couples Talk. The discursive construction of hybridity. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins
- Rabelais, François ([1532/1542] 1964): Pantagruel. Publié sur le texte définitif établi et annoté par Pierre Michel avec quelques pages de Michelet en guise de préface. Paris: Gallimard
- Rampton, Ben (1995): Crossing. Language and ethnicity among adolescents. London: Longman
- Scalamandrè, Raffaele (1998): Rabelais e Folengo e altri studi sulla letteratura francese del '500. Roma: Edizioni di storia e letteratura
- Téu, Michel (1997): Qu'est-ce que la Francophonie? Vanves: Hachette-Édices
- Wiesmath, Raphaële (2001): Français acadien traditionnel, chiac und français cadien in Neubraunschweig und Louisiana: Drei Spielarten des akadisch-englischen Sprachkontakts. In: Born, Joachim (Hg. 2001), 151-174

GABRIELE BUDACH

Sprachliche Variation und Hybridität im frankophonen Kanada: *La littérature acadienne* im Spannungsfeld von sprachlicher Norm und sozialer Identität

Resümee

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit sprachlichen Mischformen im frankophonen Kanada. Im Mittelpunkt steht die hybride Varietät des *Chiac*, eine in Moncton/Acadie gesprochene urbane Mischvarietät, die aus dem Sprachkontakt von Englisch und Französisch entstanden ist und auf einer französischen Grammatik mit englischen Lexikelementen basiert. Gegenstand der Betrachtung ist die in den späten 1960er Jahren entstandene *Littérature acadienne* und ihr Umgang mit sprachlicher Variation im Spannungsfeld von gesellschaftlicher Norm und Formen ihrer Transgression. Am Beispiel der zeitgenössischen Autorin France Daigle und ihrem Umgang mit der Varietät des *Chiac* soll verdeutlicht werden, in welcher Weise hybride Formen von Sprache, die existente Sprach- und Kulturgrenzen in Frage stellen, dazu beitragen, individuelle und soziale Widersprüche zu erfassen und zu bearbeiten.

1. Hybridität als Grenzverletzung?

Hybridität ist ein Phänomen, an dem unterschiedliche Disziplinen, darunter die Literatur- und Kulturwissenschaften, die Soziologie, aber auch die Linguistik ein zunehmendes Interesse entwickeln. Dies liegt wohl daran, dass sich der Begriff „hybrid“ (mit Bedeutungskomponenten wie inhomogen, amalgamiert, vermischt, gekreuzt) als Metapher in unterschiedlicher Weise auf gesellschaftliche Phänomene der Gegenwart beziehen lässt und hilft, die Konsequenzen der Überschreitung oder Revidierung von Grenzen durch (De-)Kolonialisierung, Migration oder Kulturexport, im territorialen wie im sprachlich-kulturellen Sinne konzeptionell zu fassen. Dabei richtet sich der Blick gleichermaßen auf (hybride) Produkte, Produzenten und all diejenigen, die auf der Basis bestimmter Kriterien Hybridität definieren. Warum gelten bestimmte Produkte hinsichtlich von Sprache, Literatur, Kultur etc. als hybrid? Welche Aussagen bzw. Werturteile werden damit in Bezug auf die Genese, den Status und die Benutzer dieser Produkte getroffen? Wozu dient die Einführung des Begriffs, und was